



Es gab eine Zeit, da genügte ein einziges Wort – Mouthe – und man fröstelte innerlich.

Das Dorf im französischen Jura, auf rund 1.000 Metern Höhe in einer Mulde des Hoch-Doubs gelegen, trug seinen Ruf wie ein frostiges Ehrenabzeichen. 1968 sank das Thermometer hier auf minus 36,7 Grad Celsius. Ein nationaler Rekord. Seither galt der Ort als kältester bewohnter Flecken Frankreichs, als „Petite Sibérie“. Ein Spitzname, halb stolz, halb ergeben getragen.

Heute klingt er wie ein Echo aus einer anderen Klimazone.

Die geografische Lage von Mouthe erklärt viel von seiner meteorologischen Eigenart. In klaren Winternächten sammelt sich die schwere Kaltluft im Talkessel, eine klassische Inversionslage. Während es auf den umliegenden Höhen milder bleibt, gefriert unten das Leben. Jahrzehntelang prägte dieses Mikroklima Architektur und Alltag. Steile Dächer, massive Bauernhäuser, Holzvorräte in beeindruckender Stapelhöhe – hier baute und lebte man gegen die Kälte.

Und mit ihr.

Schnee war keine Laune der Natur, sondern eine verlässliche Jahreszeit. Er strukturierte den Kalender, brachte Langläufer in Scharen, füllte Pensionen, belebte Cafés. Das weiße Schweigen der Landschaft zog Menschen an, die Stille suchten und das Knirschen unter den Skiern. Die „Petite Sibérie“ avancierte zur Marke – rau, authentisch, ein bisschen extrem.

Doch seit gut einem Jahrzehnt verschiebt sich das Bild.

Die Winter verkürzen sich. Kälteperioden treten weiterhin auf, doch sie wirken wie Gastspiele statt wie Dauersendungen. Zwischen Frostnächte schieben sich milde Phasen, Regen fällt mitten im Januar. Der Schnee kommt später, schmilzt schneller, kehrt manchmal zurück – ein Winter in Etappen, nicht mehr als geschlossene Erzählung.

„Es ist nicht mehr wie früher“, sagen die Bewohner, ohne Pathos, fast beiläufig. Aber in diesem Satz steckt Erfahrung.

Für die nordischen Skigebiete im Hoch-Doubs verschärft sich die Lage. Weniger natürliche Schneetage bedeuten stärkere Abhängigkeit von künstlicher Beschneigung. Die kostet Energie, Geld – und braucht ihrerseits ausreichend tiefe Temperaturen. Wenn selbst diese unberechenbar werden, gerät das Geschäftsmodell ins Wanken. Ausgerechnet jener Ort, der den Frost zur Identität erhob, verliert sein klimatisches Kapital. Schon irgendwie bitter.



Der Wandel zeigt sich nicht nur in Messreihen, sondern im Alltag. Grüne Wiesen im Dezember. Dächer ohne weiße Haube im Januar. Bäche, die früher zuverlässig zufroren, plätschern nun offen durch den Winter. Ältere erinnern sich an Schneeverwehungen bis zu den Fenstern im Erdgeschoss. Jüngere kennen eher ein Auf und Ab aus Morgenfrost und kaltem Nieselregen.

Mit dem Klima verändert sich auch das Selbstverständnis. Wer aus Mouthe kam, stammte aus einem Ort der Extreme. Die Kälte war Teil der Erzählung, fast ein Charakterzug. Wenn diese Ausnahme ihre Regelmäßigkeit verliert, was bleibt dann vom Mythos? Der Name „Petite Sibérie“ steht weiterhin auf Schildern und Prospekten, doch er wirkt zunehmend wie ein historisches Zitat.

Das Phänomen reicht über das Dorf hinaus. Der Jura-Massiv gehört zu jenen Mittelgebirgsregionen Europas, in denen wenige Grad Temperaturanstieg ausreichen, um Schnee in Regen zu verwandeln. Zwischen 800 und 1.200 Metern entscheidet sich im Winter oft alles an der sogenannten Regen-Schnee-Grenze. Steigt sie nur geringfügig, kippt die Saison.

Für viele Gemeinden dieser Höhenlage entsteht eine heikle Zwischenzone: zu niedrig für verlässliche Schneesicherheit, zu hoch und strukturell geprägt vom Wintersport, um sich rasch neu zu erfinden. Mouthe liegt genau in diesem Spannungsfeld.

Die Reaktion? Anpassung statt Resignation. Mehr Sommertourismus, Wanderwege, Mountainbike-Strecken, Naturerlebnisse. Lebensqualität, Ruhe, ländliche Authentizität – Argumente, die auch im Zeitalter des Homeoffice Gewicht erhalten. Doch eine klimatische Identität ersetzt man nicht im Handumdrehen. Der Winter war mehr als Wetter. Er war Rhythmus, Wirtschaftsfaktor, Gesprächsstoff am Stammtisch.

Die symbolische Dimension ist nicht zu unterschätzen. In der französischen Vorstellung verkörperte Mouthe das Gegenstück zur Mittelmeerküste – das Land der klirrenden Kälte auf dem eigenen Staatsgebiet. Wenn nun dieser Frostpol an Verlässlichkeit einbüßt, wirkt der Klimawandel plötzlich weniger abstrakt. Er bekommt ein Gesicht.

Niemand behauptet, der Winter verschwinde vollständig. Strenge Kältewellen treten weiterhin auf, Schneelandschaften tauchen das Tal nach wie vor in gleißendes Weiß. Doch die Tendenz zeigt Richtung größerer Variabilität und kürzerer Saisons. Die Gewissheit, dass der Winter kommt und bleibt, erodiert.

Mouthe bleibt ein Hochlagenort, kälter als viele andere Regionen Frankreichs. Aber der



Nimbus des Extremen bröckelt. Vielleicht liegt gerade darin eine neue Chance: sich nicht über das Thermometer zu definieren, sondern über Anpassungsfähigkeit. Die Geschichte des Jura war stets eine des Arrangements mit den Naturbedingungen.

Nun ändern sich diese Bedingungen.

Und die „Petite Sibérie“ steht vor der Aufgabe, aus dem Verlust des Winters eine neue Erzählung zu formen.

Andreas M. Brucker